

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 43 (1956)
Heft: 11

Artikel: Gedanken über das Schöne, Wahre und Gute : aphoristische Gedanken
Autor: Tunk, Eduard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neue Malerei sucht neben dem Mechanisch-Geometrischen auch das Hintergründig-Dämonische, Phantastische, Traumhaft-Verschwommene. Diesen auflösenden Mächten des Krieges verbundene Streben wirkt sich im Dadaismus aus, hergebrachte Werte verhöhnend, Verhülltes herausstellend, Realität zu Sinnlosigkeit umgestaltend (1918/19, Zürich, Köln, Hannover, Berlin). Der Surrealismus, an dessen Ausbildung sich Künstler aller Länder beteiligen: Spanier, Franzosen, der Italiener Chirico, der Russe Chagal usw., leitet das Widersinnige aus einer unterbewußten Sphäre ab (Bezug zu Sigmund Freuds Psychoanalyse), frönt einer hemmungslosen Phantastik. In Amerika huldigen bedeutende Maler dem Mystizismus in der Ausprägung der primitiven Kunst, einer mystischen Naturauffassung und einer allgemeinen mystisch-magischen Haltung. Der Zweite Weltkrieg unterbricht die Entwicklung und den fruchtbaren Austausch all dieser Bestrebungen. In Rußland ist die extreme Richtung durch eine konservativ-naturalistische »Reichkunst« ersetzt worden. In Amerika verstärken die ausgewanderten Künstler den extremen Flügel gewaltig. Die westeuropäische Malerei nach 1945 ist zunächst bemüht, in dieser Richtung nachzukommen. Bei vielfältigem Suchen festigt sich der neue Stil dauernd. Überall werden die Zufälligkeiten der Natur, das äußerlich Erschaute, das Einzelhafte der geistigen Gestaltung, der Einbildungskraft und der ganzheitlichen Ordnung unterworfen. Vollendet ist die Stilbildung nicht.

Gehalt und Gestalt des Kunstwerkes werden erst dann wieder harmonisch zusammenklingen – Kennzeichen eines großen Kunstwerkes –, wenn auch im Weltbild klarste Ordnung und innerster Gehalt zusammenfallen.

Gedanken über das Schöne, Wahre und Gute

Aphoristische Gedanken

Eduard von Tunk

Gott ist die ewige Schönheit oder das Schöne an sich; alles Schöne auf Erden ist Abglanz Gottes; also ist Schönheitskult Gottesdienst...

Dieser Schluß, vielleicht nie genau so in Worten formuliert, doch in der Praxis der redenden wie der bildenden Künste oft genug zur Regel des Verhaltens geworden, ist richtig in dem, was er sagt, jedoch falsch in dem, was er nicht sagt.

Denn Gott ist nicht nur das Schöne an sich, sondern auch das Gute an sich und das Wahre an sich. Es entspricht menschlicher Unvollkommenheit, daß sich das Schöne, das Gute, das Wahre auf Erden nur selten decken. Es entspricht menschlicher Sehnsucht nach Vollkommenheit, daß diese drei oder wenigstens deren zwei möglichst identifiziert werden.

Das Schöne und das Gute: für den Griechen war Vollmensch der »Kalos kagathos«, das heißt der »Schöne und Gute«; darum ist Homers Thersites ebenso häßlich wie schändlich; darum war Sokrates seinen Konnationalen ein Rätsel, denn er war nach Platon der edelste Mensch seiner Zeit und war dennoch keine schöne Erscheinung. Vielleicht kam Platon gerade angesichts dieses Rätsels zur Forderung, es müsse das Schöne vor allem mit dem Wahren übereinstimmen; da Homer und andere Dichter über die Götter »Lügen« erzählten, wollte er die Werke jener aus seinem Staate ausschließen.

Für den Christen kommt als Wahrheit hinzu, daß sich Gott geoffenbart hat. Wenn der Christ Homer oder Vergil liest, darf er anerkennen, daß diese Dichter aus ihrem Glauben heraus ihr Gottesbild gestaltet haben und, soweit sie damit an Wahres rührten, auch ein Schönes schufen. Aber man darf die Frage wiederholen, die einst – Anno 1931 an den Salzburger Hochschulwochen – der Engländer Edward Bullough, Universitätsprofessor in Cambridge, aufgeworfen hat: welchen Weg wäre der europäische Geist gegangen, wenn nicht Homer, sondern Dante poetischer Leitstern gewesen wäre? Auch das christliche Menschenbild beruht auf der Offenbarung. Diese Feststellung schließt nicht aus, sondern schließt das Mysterium iniquitatis ein. So schiefe, weil einseitig, der himmelblaue Optimismus (oder besser: Illusionismus) einer vergangenen sogenannten christlichen Literatur war, so falsch, weil auch einseitig, ist das moderne Grau in Grau. Der christliche Schriftsteller, der nicht mehr den Mut hat, an den Sieg seiner Sache zu glauben, hat kaum das Recht, mit seinem Pessimismus die Leserwelt zu quälen.

Das Schöne und das Wahre: auch sie sollten sich

irgendwie decken, aber verwechseln kann man sie nicht. Ein mathematischer Lehrsatz ist sicher wahr, ist er auch schön? (Schön ist vielleicht die elegante Lösung eines mathematischen Problems.) Ein psychiatrisches Gutachten mag oft der Wirklichkeit entsprechen, muß deshalb ein Roman einem psychologischen Lehrbuch gleichen? Ärztliche Diagnose ist Sache der Wissenschaft, nicht der »schönen« Literatur. Umgekehrt: die Reden unseres Herrn und Meisters sind – wie andere Partien der Bibel – schön, warum ist die sprachliche Gestaltung der erbaulichen Literatur oft so anders?

Zum Wahren gehört das Wahrhaftige: denn eine Wahrheit, zu der niemand steht, verliert zwar nicht ihr Wesen, oft aber ihre Wirkung. Achtung verdient jeder, der für das ficht, was Wahrheit ist oder wenigstens von ihm dafür gehalten wird. Es gibt keine echte Kunst, also auch keine echte Poesie, ohne weltanschauliche Grundlage, und ebenso wenig eine echte Kunst – oder Literaturkritik – ohne weltanschaulichen Standpunkt.

Kunst jeder Art und Philosophie gehen vom Staunen aus. Das Staunen bewirkt das Fragen. Die Frage heischt Antwort. Anders geartet ist der Zweifel; der Zweifler will keine Antwort, er will Probleme, die aufhören, interessant zu sein, wenn sie gelöst erscheinen. Wer mit seinen Problemen nicht fertig wird, erörtere sie mit dem Nervenarzt oder dem Beichtvater: es ist bloß nicht einzusehen, warum mit ihnen die gesunde Menschheit belästigt werden muß. Das »Werther«-Fieber, dem sich der spätere Goethe selbst nicht mehr aussetzen wollte, wirkte ansteckend auch auf Menschen, die vorher nichts davon gespürt hatten. Die Verstiegtheit der Salonliteratur ist ebenso ein Extrem wie die Sinnlichkeit der Asphaltliteratur (und oft genug verbinden sich beide zu einem!). Wenn Aristoteles die Tugend die richtige Mitte zwischen zwei Extremen ist, dann suchen wir heute oft vergebens nach einem »tugendhaften« Schrifttum.

Der Psalmist hat die Formel gefunden: homo mendax, der Mensch ist ein Lügner, wenn auch nicht immer ein bewußter Lügner. So ist das Wahre von der menschlichen Schwäche stets bedroht. Und da selbst der Fromme siebenmal am Tage strauchelt, ist es auch um das Gute nicht aufs beste bestellt. Wie sehr ist dann erst recht die Einheit des Wahren und des Guten mit dem Schönen gefährdet! Dennoch dürfen wir nicht ermatten, nicht

müde resignieren. Das Christenleben ist ein Kriegsdienst, reich an Niederlagen, doch nie ohne Hoffnung auf den Sieg. Das ist die zugleich wahre, gute und schöne Ansicht des Lebens. Gestaltet er es so, übt der Plastiker und der Poet, der Maler und der Musiker im Schönheitskult Gottesdienst, und der Kritiker wird den Künstler anerkennen.

Eine anregende französische Zeitschrift zur Weiterbildung Dr. H. Reinacher, Hochdorf

Was kann der Lehrer tun, der sich gerne im Französischen weiterbilden möchte, zum Bücherlesen aber zu wenig Wortschatz besitzt, um dabei ein Vergnügen zu haben, oder zu wenig Zeit dazu hat? Die französische Tageszeitung, die man als Ausweg abonniert, wird gewöhnlich nach Jahresfrist wieder abbestellt, weil sie im Grunde doch nicht viel anderes bietet, als das Leibblatt in der Muttersprache. Also eine Zeitschrift?

Eine Zeitschrift, die wirklich dem Lehrer sprachlich und allgemeinbildend weiterhilft, muß anregend wirken, leicht faßlich und doch schön geschrieben sein, sollte nur in größeren Abständen erscheinen und darf nicht zu umfangreich sein. Unter den Zeitschriften, die diese Bedingungen erfüllen, steht an erster Stelle »La classe de français, revue pour l'enseignement du français«.

La classe de français wurde vor sechs Jahren gegründet und erscheint achtmal im Jahr, ist von angenehmem Umfang und Preis, abwechslungsreich gestaltet, belehrend, in sehr schönem Stil geschrieben und orientiert ausgezeichnet über alles Wissenswerte des französischen Kulturlebens. Ihre Mitarbeiter sind bewährte Wissenschaftler, die nicht nur Sachkenntnis, sondern auch guten Stil und pädagogisches Geschick besitzen.

Jede Nummer der Classe enthält vier sogenannte Textes expliqués, einen Artikel »Actualités littéraires et théâtrales«, den »Courier des lecteurs« und als Abschluß »Tribunaux du langage« und »Notes bibliographiques«. Dazu kommen ein bis zwei Gelegenheitsartikel verschiedenen Inhalts.

Die vier Textes expliqués (je ein bis zwei Seiten maximal) bilden immer inhaltlich eine Einheit. Sie vermitteln uns ein Bild von dem lebenswürdigen Volk der Franzosen und ihrer schönen Heimat.

Jeder Text ist mit ein bis zwei Seiten Erklärungen versehen, jenen Explications de texte, in welchen sich die Franzosen schon immer als Meister ausgewiesen haben.

Die Actualités littéraires et théâtrales informieren uns in